IZPP Φ INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND PSYCHOSOMATIK
Erstes offenes E-Journal für fächerübergreifende Theoriebildung in Philosophie und Psychosomatik sowie ihren Grenzgebieten
Herausgeber: Wolfgang Eirund und Joachim Heil ISSN: 1869-6880

CALL FOR PAPERS
Twelfth issue: 15 june 2015
Main topic:
Happiness and misery
Final paper submission deadline: 30 april 2015
It’s also possible to submit papers with themes apart from the main topics.

CALL FOR PAPERS
für die kommende zwölfte Ausgabe 1/2015
(Erscheinungstermin: 15.05. 2015)
Themenschwerpunkt:
Glück und Leid
Abgabe Deadline 30. April 2015

Glück und damit die Frage, was das Leben glücklich und lebenswert macht, haben derzeit Konjunktur. Wilhelm Schmid spricht gar von einer „Glückshisterie“ (Schmid 2007, 7), die um sich greife. Und auch die Psychologie lässt im Rahmen einer ihrer Forschungsrichtungen – der so genannten Positiven Psychologie mit ihrem Hauptvertreter Martin Seligman – seit den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts einen Brennpunktwechsel erkennen, weg von der Erforschung leidvoller Erfahrungen im Leben hin zur Erforschung darüber, was ein Leben lebenswert mache. Danach hängen Glück und Lebensfreude stark von einer optimistischen Erwartungshaltung dem Leben gegenüber ab, und diese Erwartungshaltung könne gelernt werden. Ein solches Glück scheint machbar, soweit es sich nicht ohnehin von selbst ergibt.

Gegen optimistische Erwartungshaltungen, die es zu entwickeln gilt und den Einzelnen im Leben weiterbringen, hätte gewiss auch der Philosoph und Psychologe William James nichts einzuwenden. So heißt es beispielsweise in seinen Gifford Lectures: „Der heiter und robust Gesonnene lebt in der Regel auf der Sonnenseite diesseits seiner Elendslinie, während der depressiv und melancholisch Gestimmte jenseits von ihr lebt, in Dunkelheit und Besorgnis“ (James 1997, 159–160). Doch lässt James eine gewisse Skepsis gegenüber solchen ‚Glückskindern‘ erkennen, die er die ‚gesunden Seelen‘ oder die ‚Einmalgeborenen‘ nennt. Seine Sympathie scheint eher den ‚kranken Seelen‘ bzw. den ‚Zweimalgeborenen‘ zu gelten: „Wir wollen also den einmal Geborenen und ihrem himmelblauen, optimistischen Evangelium entschlossen den Rücken kehren; wir wollen nicht einfach allen Erscheinungen zum Trotz ausrufen: ‚Hoch lebe das Universum!‘ … Wir wollen statt dessen sehen, ob Mitgefühl, Schmerz, Angst und das Gefühl menschlicher Hilflosigkeit nicht eine tiefere Einsicht erschließen und einen vielseitigeren Schlüssel zum Verständnis der Situation an die Hand geben können“ (James 1997, 160). Zwar betreibt James keine philosophische Lebenskunst im engeren Sinne, er ist vielmehr Psychologe, der nach den Funktionen psychischer Prozesse fragt, dennoch können auch seine (empirischen) Beschreibungen uns durchaus davor bewahren, „das gesamte Leben mit einem einzigen Wohlfühlglück zu verwechseln“ (Schmid 2007, 21). Denn auch für James umfasst die glückliche Situation des Menschen immer auch die andere Seite, das Unangenehme, Schmerzliche und Leidvolle, mit dem zurechtzukommen ist.

Wie aber ist es um diese ‚Situation' des Menschen, die zwischen Glück und Leid, zwischen Glücksempfinden, Depression und Melancholie eingelassen ist, ganz allgemein bestellt?

Trotz Sigmund Freuds Diktum, dass „die Absicht, dass der Mensch ‚glücklich' sei, im Plan der ‚Schöpfung' nicht enthalten [ist]" (Freud 2009, 42) und auch „der heutige Mensch sich in seiner Gottähnlichkeit nicht glücklich fühlt" (Freud 2009, 58), scheint die Suche nach dem Glück dem Streben der Menschen nicht nur inhärent, sondern auch auf eine ganz eigene Dramaturgie zu verweisen. Denn, so Freud weiter: „Das Programm, […] glücklich zu werden, ist nicht zu erfüllen, doch darf man – nein, kann man – die Bemühungen, es irgendwie der Erfüllung näherzubringen, nicht aufgeben" (Freud 2009, 49–50). Unabhängig von Freuds eigenen kulturphilosophischen Überlegungen eröffnen sich uns hier beispielsweise die Fragen, wie sich diese Dramatik in Szene setzt, wie es uns gelingen kann, einen Umgang mit dieser Dramatik zu pflegen, und vor allem, ob das Glück, im Sinne von ‚glücklich sein' oder ‚glücklich leben' (*happiness*) – im Unterschied zu ‚Glück haben' (*fortune*, *luck*) – auf der Mikro-Ebene des Einzelsubjekts, der Makro-Ebene der Gesellschaft oder zwischen allen und dem individuellen Glück liegt, das es zu suchen gilt.

Seit der Antike hat man immer wieder das Glück im Sinne einer Zufriedenheit, die aus der menschlichen Tätigkeit selbst erwächst und über längere Zeit anhält, als das höchste Gut oder das höchste Ziel menschlichen Lebens verstanden. Doch lässt uns die antike Diskussion im Unklaren darüber, welchen Anteil die äußeren Güter (etwa Macht, Reichtum und Gesundheit) an der Erlangung des Glücks haben oder ob nur innere Güter (etwa Erkenntnis, Seelenruhe) dafür zuständig sind, wie darüber hinaus das Glück des Einzelnen mit dem allgemeinen Glück zusammenhängt und ob das Glück der einzige Zweck aller menschlichen Handlungen sein soll. Auch der klassische Utilitarismus (und der Regelutilitarismus), der, im Gegensatz zu Kant, nicht die Vernunft, sondern das Glück – im weitesten Sinne die Lust – zum Prinzip eines gerechten und sittlichen Lebens erklärt, führt uns vor enorme Schwierigkeiten, das Thema des *guten*, des *glücklichen Lebens* unter den Prämissen des modernen Freiheitsbegriffes zu behandeln. Denn nicht nur geht angesichts des Prinzips des größten Glücks der größten Zahl jegliche Spontanität verloren, sondern dieses Prinzip zeigt sich vielmehr als unrealistisch, weil wir tatsächlich kaum nach dem Glück aller Menschen mit ihrer unterschiedlichen Biographie und daraus sich ableitenden idiosynkratrischen Denk-und Handlungsgewohnheiten entscheiden können.

Glück lässt sich scheinbar nicht öffentlich herstellen, genauso wie Gesellschaftspolitik nicht über das Glück des Einzelnen entscheidet, sondern über „limitierende Grundbedingungen" (Höffe 2002, 115) glücklichen, sinnvollen Lebens. Glück meint dann keinen direkten Gegenstand menschlichen Strebens, sondern die Begleiterscheinung des Gelingens, d. h. „die Qualität eines zufriedenstellenden, weil sinnvollen, eben *guten Lebens*", jene Qualität also, die weder im vorübergehenden Zustand höchsten Wohlbefindens noch in einer überragenden Einzelleistung besteht, sondern in jener Qualität, „die man für seine Biographie als ganze gewinnt" (Höffe 2002, 115). Gehen wir weiterhin davon aus, dass wir uns nicht zum Glück entschließen, wohl aber zu einer „Lebensform [gr. bios], die das Glück mit gutem Grund erwarten lässt" (Höffe 2001, 115), so stellen sich uns hier insbesondere die Fragen: „Wie können wir leben?, und „In welcher Gesellschaft wollen wir leben?".

Wie aber ist es um das Dasein des Einzelnen und sein individuelles Glück oder Leid bestellt? Zwar konstatiert Ludwig Wittgenstein: „Die Welt des Glücklichen ist eine andere als die des Unglücklichen" (T, 6.43), wobei die Interpretation naheliegt, der gute Wille enthalte seinen eigenen Lohn, nämlich das Glück, der schlechte Wille dagegen seine eigene Strafe (vgl. Grayling 1999, 66). Doch nicht zuletzt wiederum William James hat

darauf hingewiesen, dass auch die Moral und der ‚gute‘ Wille des Menschen unweigerlich an ihr sterbliches Ende gelangen und sich – mitten im glücklichen Leben – das Einfallstor des körperlichen und geistigen Leids zu öffnen vermag: „Unerwartet steigt aus der Tiefe jeder Quelle des Vergnügens, wie der alte Dichter sagte, etwas Bitteres auf: ein Anflug von Übelkeit, ein Absterben der Freude, ein Hauch von Melancholie, Dinge die wie üble Vorahnungen klingen … Das Gebrumm des Lebens schwindet mit einer Berührung, wie eine Klaviersaite zu klingen aufhört, wenn der Dämpfer auf sie fällt. Natürlich kann die Musik wieder neu anheben – und wieder und wieder – in Intervallen. Aber im Heilsbewusstsein bleibt ein heilloses Gefühl von Verunsicherung“ (James 1997, 160–161). Diese ‚Verunsicherung‘ äußert sich für James in der Beschreibung des Gefühls der „Eitelkeit alles Sterblichen“, des „Schuldempfinden[s]“ und der „Angst vor dem Universum“. „Wie weltfremd und bedeutungslos erscheinen unsere üblichen gebildeten Optimismushaltungen und intellektuellen und moralischen Tröstungen angesichts der hier erforderlichen Hilfe!“ (James 1997, 184–185). Diese drei Weisen, in denen unser ursprünglicher Optimismus und die ursprüngliche Selbstzufriedenheit des Menschen in den Staub sinken, stellen für James keineswegs pathologische Zustände dar, denn „das Kapitel der wirklich geistesgestörten Melancholie aufzuschlagen, mit ihren Halluzinationen und Täuschungen, wäre … eine noch viel schlimmere Angelegenheit“ (James 1997, 184).

Während James das Leid des Unglücklichen im Rahmen seiner funktionalistischen Psychologie (empirisch) beschreibt, will Sören Kierkegaard dem Leid und der Verzweiflung von der einmaligen Perspektive der individuellen Existenz aus auf den Grund gehen. Verzweiflung meint dabei für Kierkegaard nicht einfach einen plötzlichen Anflug von Resignation, der sich an irgendeine Episode des Lebens hängt. „Vielmehr meint Verzweiflung über alle Psychologie hinaus die umfassende Resignation des Selbstes, die aus der – nicht notwendig bewusst vollzogenen – Erfahrung der Paradoxie des Selbstseins resultiert“ (Seibert 1997, 24). Kierkegaard gilt allgemein als Begründer der Existenzphilosophie, wobei er nicht nur den bis dahin kaum verwendeten Begriff der Existenz im Sinne des unhintergehbaren ‚Dass‘ des individuellen Daseins aktualisiert und damit die Unhintergehbarkeit und Unvergleichlichkeit der menschlichen Vereinzelung zum philosophischen Ausgangsthema erhebt – Jean-Paul Sartre wird von dem Vorrang der Existenz vor der Essenz sprechen –, sondern auch die Begriffe der Angst, des Sprunges, des Augenblicks, der Wahl und der Entscheidung oder der ‚Krankheit zum Tode‘, die wesentliche Termini in den Werken von Karl Jaspers und Martin Heidegger darstellen.

In unseren kurzen Ausführungen hoffen wir Anregungen gegeben zu haben für die philosophische, psychosomatische und interdisziplinäre Auseinandersetzung mit dem Themenschwerpunkt „Glück und Leid“. Ausdrücklich möchten wir Autoren verschiedener Fachrichtungen dazu auffordern, sich an der kommenden Ausgabe mit Diskussionsbeiträgen, Originalarbeiten, Essays oder anderen Manuskripten zu beteiligen.

Mainz und Katzenelnbogen Dezember 2014
Joachim Heil und Wolfgang Eirund

Literaturverzeichnis

Freud, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur (1930). In: Sigmund Freud: *Das Unbehagen in der Kultur. Und andere kulturtheoretische Schriften*. Frankfurt a. M.: Fischer, 2009, S. 29–108.

Grayling, Anthony Clifford: *Wittgenstein*. Freiburg/Basel/Wien: Herder, 1999.

James. William: *Die Vielfalt religiöser Erfahrung. Eine Studie über die menschliche Natur* (1901–1902). Frankfurt a.M. und Leipzig: Insel, 1997.

Höffe, Otfried: *Lexikon der Ethik*. München. Beck, 2008.

Seibert, Thomas: *Existenzphilosophie*. Stuttgart/Weimar: Metzler, 1997.

Schmid, Wilhelm: *Glück. Alles, was Sie darüber wissen müssen, und warum es nicht das Wichtigste im Leben ist*. Frankfurt a. M. und Leipzig: Insel, 2007.

Wittgenstein, Ludwig: *Tractatus logico-philosophicus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1984. (Werkausgabe Bd. 1)